



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kuntze, F.: Die Geschichte von dem kranken Königssohne : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

französische Sympathien vorhanden waren und laut ausgesprochen wurden. Wie stark das im Jahre 1866 und in der darauf folgenden Zeit geschah, ist den Athern unter den Lesern noch frisch genug im Gedächtnisse. Doch diese unlieblichen Erinnerungen sollen hier nicht weiter erörtert werden; mögen sie vergessen sein auf immer! Heutzutage ist das anders geworden. Nirgends im weiten Deutschland ist die Liebe zum Vaterlande, die Begeisterung dafür wärmer und kräftiger als unter der nationalgesinnten Bevölkerung Süddeutschlands. Man sehe nur die wackern Pfälzer an, die seit langem keine andern Abgeordneten in den Reichstag senden als reichstreue Patrioten! Und wie das Volk, so die Fürsten. Entweder in Person oder vertreten durch den nächsten Agnaten standen sie alle um den Thron des jugendkräftigen Kaisers, als er seinen ersten Reichstag eröffnete, und boten ein Bild dar, wie es dem deutschen Volke in Jahrhunderten nicht gezeigt worden ist. Welch erhabener, Welch herzerfreuender Anblick kann es geben, als die markige, ritterliche Heldengestalt des Prinzregenten von Baiern unmittelbar neben dem in Jugendblüte strahlenden Kaiser mit seinen klaren Augen und seinen festen und ernsten Zügen! Hohenzollern und Wittelsbach Hand in Hand! Und so alle die andern Vertretern des hohen Adels deutscher Nation. Sie halten treu zu Kaiser und Reich, und Kaiser und Reich hält sie. Mit Kaiser und Reich stehen sie unerschütterlich fest, sollte auch halb Europa in Waffen heranstürmen, das neue Reich zu zertrümmern.



## Die Geschichte von dem Franken Königssohne

Von f. Kuntze

(Schluß)



Äher an die Antiochosgeschichte tritt ein Theil der uns aufbewahrten orientalischen Legenden heran. Da ist zunächst die Erzählung zu nehmen, die an den Namen des Arabers Avicenna geknüpft ist, der als Philosoph und Arzt seiner Zeit weit und breit berühmt war.\*) Der Herrscher von Georgien — heißt es da — hatte einen kranken Neffen, dem kein Arzt zu helfen vermochte. Da zog man den Avicenna zu Rate, der auf seinen Reisen zufällig ins Land gekommen

\*) Er war geboren 980 n. Chr. Die hier mitgetheilte Erzählung findet sich bei Caradome: *Mélanges de la littérature orientale* II, S. 154.

war. Dieser erkannte an dem Pulschlage des Kranken sofort die Natur des Leidens und befahl dem Hausmeister, alle Gemächer des Palastes, die unter seiner Aufsicht stünden, der Reihe nach herzuzählen. Dies geschah, und schon dabei verriet eine lebhaftere Bewegung in dem Pulschlage des Prinzen einen Teil des Geheimnisses. Als dann aber Avicenna sich die Namen aller Sklavinnen nennen ließ, die jene Gemächer bewohnten, erregte der Name der einen den Puls des jungen Mannes so heftig, daß alles ans Licht kam, was er zu verbergen suchte. Avicenna sah ein, daß die genannte junge Sklavin allein die Macht besitze, den Prinzen zu heilen. Allein dazu bedurfte es der Zustimmung des Sultans. Dieser ließ den fremden Arzt zu sich kommen und erkannte nun nach einem ihm früher einmal zugesandten Bildnis den berühmten Avicenna. Den Ausgang der Geschichte erfahren wir nicht, doch dürfte er leicht zu erraten sein.

An die Avicennalegende klingt eine im einzelnen hochpoetische Erzählung an, die der persische Dichter Mewlânâ Dschelâl = öd = dîn = Nâmi in seinen Meswedi, d. h. Verszeilen, gegeben hat,\*) die einzige von allen hierher gehörigen, die einen tragischen Ausgang nimmt. Sie lautet etwa so. Ein mächtiger König, „dem Welt und Glauben waren unterthan,“ zieht mit seinem Troß auf die Jagd und findet auf offenem Heerweg ein Mädchen, dessen liebliche Erscheinung sein Herz völlig bestrickt.

Des Königs Herz ward dieses Mägdeleins Sklav,  
Sein Herz tobt in der Brust, ein Vögelein  
Im Käfig — er giebt Gold — die Maid ist fein.

Aber nicht lange soll er des köstlichen Besitzes sich erfreuen. Das Mädchen welkt, von einer verzehrenden Krankheit ergriffen, dahin, und die Kunst der Ärzte ist ohnmächtig, weil sie, wie der Dichter bemerkt, unterlassen haben, Gottes Segen anzurufen.

Auf jeden Heiltrank sich das Uebel mehrt,  
Alle Gebete bleiben unerhört.  
Zum Haar, zum Schatten wird die kranke Maid,  
Zum Thränenstrom des Königs Aug und Leid.

Da wendet sich der König betend an die Gnade des Himmels und wird erhört. Im Traum erscheint ihm ein Greis, der ihm verkündigt, daß am nächsten Tage ein weißer Arzt zu ihm kommen werde; diesem solle er sich getrost anvertrauen. Der Traum geht in Erfüllung. Ein kleines Männlein, ernst und schlicht in seiner Haltung, stellt sich im Palaste ein. Da küßt der König voll freudiger Hoffnung Stirn und Hände des Gastes, führt ihn zum Ehrenplatze und heißt ihn als den Retter der Geliebten mit überschwänglichen Worten willkommen. Dann führt er den Weisen an das Lager des kranken Mädchens,

\*) Er lebte im dreizehnten Jahrhundert. Seine Verszeilen sind übersezt von G. Rosen. Leipzig, 1840.

der nun durch den Schlag des Pulses und die Farbe der Wangen auf die rechte Spur geführt wird. Denn

Liebe verraten schwere Seufzer ja,  
Kein Leiden kommt der Liebe Leiden nah.

Nun erkundigt sich der Arzt nach der Heimat der Schönen, nach ihren Angehörigen, ihren Bekannten, nach den Ortschaften, wo sie ehemals gewohnt hat, während er unausgesetzt Acht auf den Pulsschlag giebt. Aber der Puls bleibt ruhig, und die Farbe der Wangen unverändert,

Bis von dem wonnigen Samarkand er sprach.  
Da bebt' ihr Puls, der Wangen Farbe schwand.  
Ein Goldschmied aber lebt' in Samarkand.

Und als er durch weitere Fragen die Heimatsstadt des Mannes herausgebracht hat, ist ihm alles klar:

Setzt, rief er, kenn' ich deiner Krankheit Wesen,  
Und wie durch Zauberkrast sollst du genesen.

Nun macht der Arzt den Vorschlag, den Goldschmied aus Samarkand kommen zu lassen, damit das Mägdlein durch seine Gegenwart genesen. Der König willigt ein. Aber es zeigt sich bald, daß er kein Seleukos ist, und daß seine Seele von der Tugend der Entfagung nichts weiß. Zwei Boten begeben sich nach Samarkand und überbringen dem Goldschmied kostbare Geschenke nebst der Einladung, an den Hof des Königs zu kommen, der von der Kunst des weltberühmten Mannes vernommen habe. Da verläßt der also geladene Weib und Kind und macht sich frohen Mutes auf den Weg, ohne zu ahnen, daß der König nach seinem Blute dürstet.

Da sprach der Greis zum Schah: Die Maid verehere  
Dem fremden Herrn, daß sie ihm angehöre.  
Vereint mit ihm erstarft sie, und die Blut  
Der Lieb' erlischt in des Gemisses Flut.  
Ihm gab der Schah die Mondgesichtige,  
Zwei Herzen einend so, sehnsüchtige,  
Sechs Monde lebten sie in Lust und Freude,  
Bis ganz genas die Maid von ihrem Leide.

Dann aber mischt der Arzt dem Goldschmied einen Trank, nach dessen Genuß dieser hinsiecht und seine Schönheit gänzlich verliert. Da vergeht auch die Leidenschaft des Mädchens, und das beklagenswerte Opfer der Hinterlist des Herrschers quält sich langsam zu Tode. Der Schluß wird auch hier nach der Sitte orientalischer Dichter verschwiegen, er ergiebt sich von selbst. Aber, fügt der Dichter hinzu, der Arzt hat keine Sünde begangen. Was er that, war Gottes Gebot. Gott hat dem Könige den Traum gesandt und alles so gefügt, wie es kam. Gott ist allmächtig, und an seinem Willen darf man

nicht deuteln — eine wenig erbauliche, aber der fatalistischen Weltanschauung des Orients entsprechende Moral.

Mehr als einmal finden sich Variationen unsers Themas in den Märchen von Tausend und einer Nacht. Da heißt es in Nr. 462 der Ausgabe von Gallard und Gautier folgendermaßen. Eine Prinzessin sah einmal einen jungen wohlgekleideten Kaufmann und wurde von heftiger Neigung zu ihm ergriffen. In ihren Palast zurückgekehrt, wurde sie schwermütig und verlor alle Lust, Speise und Trank zu sich zu nehmen. Bald mußte sie das Bett hüten, ihre schöne Farbe schwand von den Wangen, kurz es zeigten sich die Anzeichen eines schweren Leidens. Da ließ die Mutter ein altes Weib kommen, das sich auf die Heilkunde verstand. Die Gerufene legte alsbald die Hand auf den Arm der schönen Kranken und überzeugte sich durch Untersuchung des Pulschlages, daß hier nichts helfen könne als schleunige Vermählung mit dem heimlich geliebten. Aber die Prinzessin weigerte sich beharrlich, seinen Namen zu nennen. Erst nach zwanzig Tagen gestand sie den Grund ihres Leidens, nannte Namen und Wohnung des Geliebten und überließ der Mutter, diesen aufzusuchen und das Glück ihrer Tochter herbeizuführen.

Die eigentümliche Art, wie die Person des Geliebten festgestellt wird, fehlt hier wie in der folgenden Erzählung, die im Cabinet des fées (Bd. 41) mitgeteilt wird. Ein armer Holzhacker wird von einem Riesen mit einem Schatze beschenkt und gelangt dadurch zu solchem Reichtum, daß er seinen Kindern die vornehmste Erziehung zu teil werden lassen kann. Seine Tochter Billah-Dabil, ein Mädchen, schön wie der Tag, erblickt eines Tages, während sie in die Bäder geht, den Prinzen von Samarkand. Verzehrt von einem Feuer, das sie ihren Eltern nicht zu gestehen wagt, schwindet sie zusehends hin, und vergeblich bemühen sich die geschicktesten Ärzte von Samarkand, sie zu retten. Jedermann glaubt, sie sei dem Tode verfallen, und namenlos ist der Schmerz der Eltern. Da erscheint in der Gestalt einer alten Salbenhändlerin der Zauberer Maugraby. Nun folgt, wie sonst, die Untersuchung des Pulschlages und die richtige Diagnose. Geheilt wird die Kranke schneller als sonst durch die bloße Aussicht, die Hand des Geliebten zu erhalten, und durch ein heilkräftiges Arzneimittel, das ihr der Zauberer reicht, worauf dann später die erwünschte Lösung erfolgt.

Auch das Motiv der Entfugung findet sich wenigstens in einer der Erzählungen aus Tausend und einer Nacht, der ausführlichsten von allen, die hier in Frage kommen. Es ist Nr. 547, betitelt Attaf ou l'homme généreux, die noch in einer etwas andern Fassung mit der Überschrift Le pouvoir du destin wiederkehrt (Cabinet des fées Bd. 38). Giasar, so beginnt die Geschichte, der Großwesir Harun al Raschids, muß eine Zeit lang die Heimat meiden und kommt nach Damaskus, wo er gastliche Aufnahme bei dem reichen Attaf findet. Da erblickt er eines Tages, während er durch die Straßen der

Stadt schlendert, an dem Fenster eines einsam gelegenen Gartenhäuschens ein schönes, junges Weib und wird alsbald von glühendem Verlangen nach ihrem Besitz ergriffen. Nun ist es aus mit seiner Ruhe und mit seiner Freude am Leben. Tiefe Schwermut verdüstert seine Seele, die sich bald bis zu schwerer Krankheit steigert. Ein von Attaf gesandter Arzt erforscht den Puls des Leidenden und läßt unter seinem Kopfkissen einen mit folgenden Worten beschriebenen Zettel zurück: „Die Krankheit ist ein heftiges Fieber, dessen Sitz im Herzen ist; es ist durch die Augen entstanden und kann nur durch den Gegenstand geheilt werden, der das Übel verursacht hat.“ Staunend ersieht Attaf am nächsten Tage aus dieser Mitteilung, wie es mit seinem Gaste steht. Weitere Fragen aber verschaffen ihm die Gewißheit, daß das von dem Fremden so heißgeliebte Weib keine andre ist als seine eigne Gemahlin, die von ihm getrennt in einem abgelegenen Hause wohnt. Schnell gefaßt, erklärt er dem Gastfreunde, er kenne die Geliebte und wisse, daß ihr Gatte nicht zögern werde, sich von ihr zu trennen. Er selbst aber werde dafür sorgen, daß der Vater des jungen Weibes, dem es bald zurückgegeben sein werde, niemand anders als dem Freunde die Tochter zur Gattin gebe. Was er versprochen hat, das hält er auch. Unter dem Vorwande, daß ihre Mutter erkrankt sei, schickt er seine Gemahlin in das elterliche Haus. Dann erscheint er selbst und erklärt dem Vater des Weibes auf dessen besorgte Frage, ob seine Tochter sich irgendwie vergangen habe: Nein, er sei vollkommen zufrieden mit dem Verhalten seiner Gattin, aber er habe geschworen, sich von ihr zu trennen. Mitgift und Scheidungsurkunde folgen dieser Erklärung ohne Verzug. Darauf versichert der großmütige Gastfreund dem Giasar noch einmal, daß die Geliebte ihm angehören werde, und giebt ihm dadurch seine Gesundheit zurück. Nun wirbt der schnell genesene um die Hand des verlassenen Weibes und kehrt mit ihr nach Bagdad zurück. Aber unterwegs erfährt er von der Neuvermählten, was er bisher noch nicht wußte, daß sie Attafs Gemahlin und ein Opfer von dessen unerschöpflicher Großmuth geworden sei. Darauf erklärt er, auch seinerseits auf den Besitz des heißgeliebten Weibes verzichten zu wollen. Es versteht sich, daß die Geschichte nun mit einem Ende gut, alles gut schließt, obwohl es dem Attaf zunächst schlecht genug ergeht. Denn er wird durch die Ränke seiner Gegner seiner Stellung, seiner Güter, ja seiner Freiheit beraubt und nur durch die Redlichkeit eines Gefangenwärters vor dem Schlimmsten bewahrt. Seiner Bande ledig, kommt er nach Bagdad. Aber auch hier ergeht es ihm übel. Infolge verschiedner Umstände gerät er in die Hände der Obrigkeit, wird eingekerkert und soll hingerichtet werden. Da wird er durch einen Zufall von Giasar entdeckt, von dem er dann sein Weib und seine Schätze zurückerhält.

Aus den orientalischen Märchen ist unsre Geschichte auch in die Literatur des Abendlandes verpflanzt worden. In einer Erzählung der *Gesta Romanorum*, der bekannten Anekdotensammlung des Mittelalters, die in der

Hauptfache wohl gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstanden ist, findet man das Motiv der *Avicennalegende* wieder, aber in einer Fassung, die zeigt, daß die Geschichte vorher schon durch viele Hände gegangen war. Die Szene ist gründlich verändert, und das Ganze nach dem Geschmack der höfischen Gesellschaft jener Tage zurecht gemacht. Ein Ritter — heißt es im 40. Kapitel — hat seine Gemahlin im Verdacht, daß sie einen andern mehr liebe als ihn. Er sagt ihr dies mehrmals geradezu, erhält aber stets die Antwort, sie liebe niemand außer ihrem Gemahl. Dieser aber vermag sich nicht dabei zu beruhigen, sondern wendet sich an einen erfahrenen Aleriker mit der Bitte, er möge ihm doch helfen, der Sache auf den Grund zu kommen. Dieser sagt, er müsse zuvor die Dame sehen und mit ihr sprechen, worauf ihn dann der Ritter zum Mahle einladet und ihm seinen Platz unmittelbar neben seiner Hausfrau anweist. Nun bringt der kluge Berater allmählich das Gespräch auf den angeblichen Geliebten der Dame. Zugleich ergreift er ihre Hand und merkt, daß der Puls während der Dauer des zuletzt begonnenen Gespräches durch seinen lebhafteren Gang die freudige Erregung der Frau bekundet. Er macht aber auch die Gegenprobe, indem er unmerklich das Gespräch auf den Gatten lenkt und nun wahrnimmt, wie die Wallungen sich legen und der Puls zu seinem gleichmäßigen Gange zurückkehrt. Da erkennt er denn, daß seine Tischnachbarin den andern, mit dem sie ins Gerede gekommen ist, wirklich mehr liebt als den eignen Gemahl, und so erfährt nun auch dieser, was er zu wissen begehrt.

Natürlich hat sich auch Boccaccio den dankbaren Stoff nicht entgehen lassen. Die achte Novelle des siebenten Buches bringt das Motiv der Pulsföhlung in einer Form, die wieder mehr an die Geschichte des Antiochos erinnert. Der Graf von Ungers muß infolge von allerlei Hoftabalen mit seinen Kindern aus Frankreich fliehen, kommt nach England und irrt hier lange unerkannt umher. Er hat das Glück, daß seine Tochter von einer reichen Dame als Pflegekind angenommen wird. Als sie herangewachsen ist, entbrennt der einzige Sohn des Hauses in heftiger Liebe zu dem blühenden Mädchen, will seine Neigung aber nicht eingestehen, weil er den Widerstand seiner Eltern fürchten muß. Die Folge ist eine anscheinend hoffnungslose Erkrankung des Jünglings. Da kommt zufällig ein junger, gelehrter Arzt zugereist. Er untersucht den Zustand des Kranken und hält gerade dessen Hand in der seinigen, um den Pulsschlag zu beobachten, als plötzlich Jeanette — so heißt die heimlich geliebte — in das Zimmer tritt. Sofort beginnt der Puls des Kranken heftiger zu schlagen und beruhigt sich erst nach der Entfernung des Mädchens. Um jedoch sicher zu gehen, wiederholt der Arzt den Versuch. Er läßt das Mädchen unter irgend einem beliebigen Vorwande rufen: das Ergebnis ist dasselbe. Nun macht er den Eltern die Mitteilung von seiner Entdeckung, und sie geben nach vielen Schwierigkeiten notgedrungen ihre Einwilligung zu der Vermählung des

jungen Paares. Sie thun auch wohl daran, denn schließlich erscheint der Graf von Angers unerkant im Hause der eignen Tochter, um in die Dienste seines Eidams zu treten, und es erfolgt dann eine Erkennung, die lebhaft an Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen erinnert.

Erkennt man aus den mitgetheilten Erzählungen deutlich, eine wie weite Verbreitung wenigstens das Grundmotiv unsrer Geschichte gefunden hat, so erscheint sie in wesentlich neuer Beleuchtung. Indem sie in den Zusammenhang mit der griechischen Novellistik und der Märchenwelt des Orients tritt, drängt sich die Frage nach ihrer Echtheit von neuem auf. Die Entdeckung eines feelfischen Leidens durch die Beobachtung des Pulschlagel ist an sich nichts außerordentliches und mag in Wirklichkeit mehr als einmal vorgekommen sein. Aber auffallend ist es, daß die ungewöhnliche Art, wie dem Kranken das Geheimnis entlockt wird, in so vielen Erzählungen wiederkehrt und von drei berühmten Ärzten berichtet wird. Unter diesen Umständen liegt der Gedanke an Entlehnung nahe genug. Von dieser Erkenntnis ausgehend gelangt Rohde zu der Vermutung, die Geschichte sei vom Erasistratos wie auf den Hippokrates, so auch auf den Avicenna übertragen worden, dann in die Märchen des Orients übergegangen und auf diesem Wege schließlich in das Abendland gelangt, wobei er unentschieden läßt, ob der geschilderte Hergang auf Thatfachen beruhe oder ins Bereich der Dichtung zu verweisen sei. Doch könnte der Prozeß der Entlehnung auch in umgekehrter Weise verlaufen sein. Denn wenn auch die griechische Erzählung über tausend Jahre älter ist als die älteste der uns bekannten orientalischen Fassungen, so ist das doch an sich noch keineswegs ein Beweis für ihre Priorität. Es könnte auch hier, wie so oft, ein altes orientalisches Novellenmotiv, das sich dann am reinsten in der Avicennalegende erhalten hätte, mit der Geschichte von der Erkrankung und der Heilung des Antiochos verknüpft sein. Wie dem aber auch sei, der Glaube an ihre geschichtliche Wahrheit in allen einzelnen Zügen steht auf schwacher Unterlage. Sicher ist es, daß Antiochos den Osten des Seleucidenreiches noch bei Lebzeiten seines Vaters als Statthalter verwaltete; wahrscheinlich, daß Seleukos ihm die Stratonike, seine jugendliche Gemahlin, als Gattin überließ. Unbedenklich darf man ferner annehmen, daß Antiochos aus schwerer Krankheit durch die Kunst des Erasistratos gerettet worden sei. Ob aber diese Krankheit in Verbindung mit der Leidenschaft für seine Stiefmutter gestanden hat, ist nicht mehr auszumachen, und was von der Art der Heilung erzählt wird, mag schmückendes Rankenwerk sein, das die geschäftige Sage aus sich selbst heraus oder mit fremder Hilfe um den Vorgang gesponnen hat.

Daß auch die bildende Kunst sich des Vorwurfs bemächtigt habe, möchte man von vornherein bezweifeln. Ein Leiden, so scheint es, dessen Ursache man nicht kennt, ist durch den Pinsel schwer auszudrücken. Und doch ist es geschehen. Gérard de Lairesse, ein Niederländer französischer Abstammung, dessen Blütezeit

in das Ende des 17. Jahrhunderts fällt, hat es unternommen, die Geschichte des kranken Königssohnes bildlich darzustellen, vorsichtiger in der Anlage als sein Landsmann Jan Steen, dessen „Krankes Mädchen“, so vortrefflich auch das Bild sonst sein mag, nicht erraten läßt, von welchem Leiden die Schöne gequält wird, die das Haupt auf das Kissen gelegt hat und dem vor ihr stehenden Arzt die Hand zur Beobachtung des Pulschlagcs gelegt hat. Laireffe hat nicht die Pulsföhlung dargestellt, sondern mit gutem Takt den Augenblick gewählt, wo der König seinem Sohne Weib und Herrschaft übergiebt. Das Gemälde gehörte ursprünglich der Sammlung des Herrn von Voixières an und kam später in den Besitz des Großherzogs von Mecklenburg. Nach der Schlacht bei Sena von den Franzosen entführt, gelangte es wieder nach Paris, wurde aber nach dem Pariser Frieden dem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben. (Vgl. Justi, Winkelmann I, S. 408.) Zwei Wiederholungen des Schweriner Bildes befinden sich in Oldenburg und Amsterdam (Woltmann-Boermann, Geschichte der Malerei III.), eine dritte in größerem Maßstabe ausgeführte gehört zu den Schätzen der mit Gemälden der niederländischen Schule wohl versehenen Kunsthalle zu Karlsruhe. Der Farbenton des Bildes, wenigstens der zuletzt genannten Copie, ist ungewöhnlich dunkel, so daß die Umrisse der meisten Figuren sich kaum von der Umgebung abheben; nur Stratonike tritt in ihrem hellen Gewande deutlich aus der Mitte des Bildes hervor. Das Gemälde ist schon deshalb der Beachtung wert, weil es die Aufmerksamkeit Winkelmanns und Goethes erregt hat. Der erstere hat das Original in Dresden kennen lernen, wo es mit mehreren Stücken der Voixières'schen Sammlung zum Verkauf angeboten, aber zum großen Leidwesen begeisterter Verehrer zurückgewiesen worden war; Goethe hat das Gemälde aller Wahrscheinlichkeit nach schon im Jahre 1775 in Karlsruhe gesehen und so deutlich festgehalten, daß der Eindruck bis in den Wilhelm Meister hinein fortwirkte. Winkelmann giebt in seinem Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke (Dresden, 1756, S. 77.) eine Beschreibung, die wir hierher setzen wollen, weil sie in mehr als einer Beziehung merkwürdig ist. „Die Hauptperson des Gemäldes, sagt er, Stratonica, ist die edelste Figur, eine Figur, die der Schule Raphaels selbst Ehre machen könnte. Die schönste Königin,

Colle sub Idaeo vincere digna deas.

sie nahet sich mit langsamen und zweifelhaften Schritten zu dem Bette ihres bestimmten neuen Gemahls, aber amoch mit Geberden einer Mutter oder vielmehr einer heiligen Bestale. In ihrem Gesichte, welches sich in dem schönsten Profil zeigt, liest man Scham und zugleich eine gefällige Unterwerfung unter den Befehl des Königs. Sie hat das sanfte ihres Geschlechts, die Majestät einer Königin, die Ehrfurcht bei einer heiligen Handlung und alle Weisheit in ihrem Betragen, die in einem so feinen und außerordentlichem Umstande,

wie der gegenwärtige ist, erfordert wurde. Ihr Gewand ist meisterhaft geworfen, und es kann die Künstler lehren, wie sie den Purpur der Alten malen sollen. Es ist nicht allgemein bekannt, daß der Purpur die Farbe von Weinblättern gehabt, wenn sie anfangen weiß zu werden und zu gleicher Zeit ins rötliche fallen. König Seleucus steht hinter ihr in einer dunkeln Kleidung, um die Hauptfigur noch mehr zu heben und teils um die Stratonice nicht in Verwirrung zu setzen, teils um den Prinzen nicht beschämt zu machen oder dessen Freude zu stören. Erwartung und Zufriedenheit schildern sich zu gleicher Zeit in seinem Gesichte, welches der Künstler nach dem Profil der besten Köpfe auf dessen Würzen genommen hat. Der Prinz, ein schöner Jüngling, der auf dem Bette halb nackt aufgerichtet sitzt, hat die Ähnlichkeit vom Vater und von seinen Müttern. Sein blaßes Gesicht zeugt von dem Fieber, welches in seinen Adern gewütet, allein man glaubt schon den Anfang der Genesung zu spüren aus der wenigen aufsteigenden Röte, die nicht durch die Scham gewirkt worden. Der Arzt und Priester Erasistratus, ehrwürdig wie des Homers Kalchas, welcher vor dem Bette steht, ist die aus Vollmacht des Königs redende Person und erkläret dem Prinzen den Willen des Königs; und indem er ihm mit der einen Hand die Königin zuführet, so überreicht er ihm mit der andern Hand das Diadem. Freude und Verwunderung wollen aus dem Gesichte des Prinzen bei Annäherung der Königin hervorbrechen,

Und jedem Blick von ihr wallt dessen Herz entgegen.

die aber durch die Ehrfurcht in der edelsten Stille gehalten werden, so daß er gleichsam sein Blick mit gebeugtem Haupte zu überdenken scheint. Alle Charaktere, die der Künstler seinen handelnden Personen gegeben, sind mit solcher Weisheit ausgeteilet, daß ein jeder dem andern Erhabenheit und Nachdruck zu geben scheint. Auf die Stratonice als die Hauptperson fällt die größte Masse des Lichts, und sie ziehet den ersten Blick auf sich. Der Priester stehet im schwächeren Lichte, er hebet sich aber durch die Action, die man ihm gegeben: er ist der Redner, und außer ihm regieret eine allgemeine Stille und Aufmerksamkeit. Der Prinz, welcher nach der Hauptfigur vornehmlich merkwürdig sein mußte, ist mehr beleuchtet; und da des Künstlers Verstand zum vornehmsten Teil seines Gruppo weislicher eine schöne Königin als einen franken Prinzen, der es vermöge der Natur der Sache hätte sein sollen, wählte, so ist dieser dennoch dem Ausdruck nach das vorzüglichste im ganzen Gemälde. Die größten Geheimnisse der Kunst liegen in dessen Gesicht.

*Quales nequeo monstrare et sentio tantum.*

Die Regungen der Seele, die mit einander zu streiten scheinen, fließen hier mit einer friedlichen Stille zusammen. Die Genesung meldet sich in dem siechen Gesichte, sowie die Ankündigung der ersten nahen Blicke der Morgenröte, die unter dem Schleier der Nacht selbst den Tag, und einen schönen Tag, zu

versprechen scheint. Der Verstand und der Geschmack des Künstlers breiten sich durch sein ganzes Werk aus bis auf die Vasen, die nach den besten Werken des Altertums in dieser Art entworfen sind. Das Tischgestell vor dem Bette hat er wie Homer von Elfenbein gemacht. Das Hinterwerk des Gemäldes stellet eine prächtige griechische Baukunst vor, deren Verzierungen auf die Handlung selbst zu deuten scheinen. Das Gebälke an einem Portal tragen Caryatiden, die einander umfassen, als Bilder einer zärtlichen Freundschaft zwischen Vater und Sohn und zugleich einer ehelichen Verbindung. Der Künstler zeigt sich bei aller Wahrheit seiner Geschichte als einen Dichter, und er machte seine Nebenwerke allegorisch, um gewisse Umstände durch Sinnbilder zu malen. Die Sphinge an dem Bette des Prinzen deuten auf die Nachforschungen des Arztes und auf die besondere Entdeckung der Ursach von der Krankheit desselben.“

Diese Schilderung ist, wie gesagt, aus mehr als einem Grunde merkwürdig, erstens, weil wohl keine so ausführliche jemals aus Winkelmanns Feder geflossen ist, sodann wegen der Überschwänglichkeit des darin gespendeten Lobes und endlich wegen der Anzahl der darin enthaltenen Irrtümer. So viel wird man freilich aus Winkelmanns Beschreibung entnehmen, daß die Gruppierung der Figuren des Bildes mit wohlberechneter Anwendung des Gesetzes vom Kontrast entworfen und zu bedeutender Wirkung durchgeführt ist. Und dasselbe wird man auch im ganzen von dem Ausdruck in den Gesichtern behaupten dürfen. Wenn aber Winkelmann der Meinung ist, daß die Caryatiden des Gebälks und die Sphinge des Bettgestells eine sinnbildliche Bedeutung hätten, so ist das jedenfalls ein absonderliches Urtheil und nur zu erklären aus der Vorliebe für die allegorische Darstellungsweise, die in der genannten Erstlingschrift des großen Kunsttrichters in so überzeugten Worten ausgesprochen ist. Der Grundirrtum der ganzen Museinandersehung aber liegt in dem Vorurtheil, als ob der Maler bei seiner Darstellung sein Augenmerk vornehmlich auf die geschichtliche Wahrheit in der Behandlung der Einzelbilde gerichtet habe. Eine unbefangene Betrachtung lehrt beinahe das Gegenteil. Laitresse hat sich noch weniger als sein Vorbild Poussin um die Echtheit der Außerlichkeiten gekümmert. Das architektonische und dekorative Beiwerk ist nicht sowohl griechisch als spätrömisch, versetzt mit einer Menge von Zuthaten aus der Zeit des Malers selbst. Vor allem ist die Kleidung nichts weniger als antik. König und Arzt erscheinen beide in einem langen, kastanartigen Gewande, und Stratonike paßt in ihrem Schlepplleide mit dem weiten Ausschnitt am Halse viel besser an den Hof Ludwigs XIV. als an den des Seleucidenhauses. „Wir sehen hier,“ sagt Justi, „weniger antikes Kostüm, als ein barockes Gemisch antiquarischer Studien mit Reminiscenzen französischer Prunkzimmer.“

Allein Winkelmann dachte anders, und dieser Irrtum hat andre, schlimmere Irrtümer im Gefolge. Winkelmann nimmt nämlich den härtigen Greis, der

dem Prinzen die Stratonike zuführt, für den Crasistratos, die weiter zurückstehende, durch die Königin halb gedeckte Figur, deren Miene er richtig als den Ausdruck der Erwartung und Zufriedenheit bestimmt, für den Seleukos. Man fragt, wie es denn möglich sei, eine solche Vertauschung der Rollen vorzunehmen und den König gegen die gesamte Überlieferung zur Nebenfigur zu machen. Das Rätsel löst sich aber, wenn man sich erinnert, daß der Vollbart seit Alexander dem Großen aus der Mode kam und im dritten Jahrhundert nur noch von Philosophen und Leuten ähnlichen Schlages getragen wurde. Demnach entbehren denn auch auf sämtlichen Bildern die Seleucidenköpfe des Bartes, ausgenommen Demetrius II., der in persische Kriegsgefangenschaft geraten war und lange Zeit in Feindesland zurückgehalten die persische Sitte des Vollbartes auch nach seiner Rückkehr ins Vaterland beibehalten hatte.\*) Offenbar ist es dieser Umstand, der Winkelmann zu der verkehrten Bestimmung der Figuren veranlaßt hat. Um die Echtheit seines Bildes auch in diesem Punkte zu retten, bürdet er dem Künstler einen viel größern Verstoß gegen die geschichtliche Wahrheit auf und bedenkt nicht, daß die von ihm als König bezeichnete Figur mit lang herabfallendem schwarzem Haupthaar ausgestattet ist, während Seleukos zu der Zeit, wo er sein Reich teilte, über 60 Jahre zählte. Aus demselben Grunde entdeckt Winkelmann eine Ähnlichkeit zwischen dem angeblichen Seleukos und dem Antiochos einerseits und den Gesichtern der zwei ebengenannten Figuren mit den Bildern der Seleucidenmünzen andererseits, die in Wahrheit eine höchst flüchtige ist und vorzugsweise in dem Fehlen des Bartes und der Profilierung liegt. Allerdings zeigt der Kopf der von Winkelmann für den König gehaltenen Figur eine stark gebogene Nase, ebenso wie der des Antiochos und die Bildnisse der Seleucidenmünzen.\*\*\*) Aber das ist auch alles. Um dem Bilde des Seleukos zu gleichen, fehlt dem angeblichen Könige sehr viel. Die Form der Nase ist trotz ihrer Biegung eine wesentlich andre, der Mund ist zu groß, die Ordnung des lang herabhängenden Haares\*\*\*) völlig abweichend, der Ausdruck des Gesichts gewöhnlich und gänzlich der Energie entbehrend, die sich auf dem Kopfe der Seleukosmünzen besonders in dem mächtig entwickelten Kinn kundgiebt. Ebensovienig gleicht der liebesstiche Jüngling unsers Gemäldes dem Antiochoskopfe der Münzen. Es ist ein hübsches, jugendliches Gesicht, dem aber die charakteristischen Merkmale der Porträts abgehen: die weit vorspringende, scharf geschnittne Nase, der halb geöffnete Mund mit den auffallend dünnen Lippen, vor allem das energische, weit vorspringende Kinn.

\*) Er ist bekannt aus Corneilles *Rodogune* und der Besprechung dieses Stückes im 29. Stück von Lessings *Hamburgischer Dramaturgie*.

\*\*) Siehe die Abbilder der Seleucidenmünzen in dem Werke von Foy-Baillanti: *Historia regum Syriae*. Paris, 1681.

\*\*\*) Das Varet, von dem Justi spricht, fehlt auf dem *Marlsruher* Bilde.

Und nun Goethes Urteil über das Gemälde. Es wird im ersten Buche des Wilhelm Meister bestimmt genug ausgesprochen, lautet jedoch ganz anders als das Winkelmanns. Man erinnere sich, daß an der gedachten Stelle von einer Gemäldesammlung die Rede ist, die von Wilhelms Großvater angelegt, aber nach dessen Tode von dem Erben, Wilhelms Vater, verkauft worden war. Wilhelm war über den Verkauf der ganzen Sammlung untröstlich. Aber sein Lieblingsbild war das, „das die Geschichte vorstellte, wie der franke Königssohn sich über die Braut seines Vaters in Liebe verzehrt.“ Anders urteilt aber der Kenner, mit dem sich Wilhelm über die Sammlung unterhält. „Es war eben nicht das beste Gemälde, sagt er, nicht gut zusammengesetzt, von keiner sonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus maniert.“ Daß diese Worte in der Erinnerung an das Karlsruher Gemälde geschrieben sind, kann ebenso wenig zweifelhaft sein, als daß sie Goethes eigenes Urteil darüber enthalten. Es trifft im wesentlichen das richtige, nur daß mit Unrecht die Komposition des Bildes bemängelt ist.

Was man deutlich aus der vorstehenden Übersicht erkennt, ist das, daß die Teilnahme für die Antiochoslegende in der Neuzeit bedeutend abgenommen hat. Gar nicht scheint sich die Poesie darum bekümmert zu haben. Wieland, der so manchen Stoff des Altertums hat wieder aufleben lassen, ist daran vorübergegangen. Kein Vers, keine Novelle hat, soweit ich sehe, das Andenken an die Liebe des Antiochos aufbewahrt. Allerdings hat die ernsthafte Behandlung des Vorwurfs für unser Gefühl etwas verlegendes, andererseits läßt sich ihm eine komische Seite kaum abgewinnen. Aber es kann ja bloßer Zufall sein, daß die poetische Darstellung dieser Geschichte, die nur ein wenig verändert zu werden brauchte, um das anstößige zu verlieren, unterblieben ist. Denn das Habent sua fata gilt nicht bloß von Büchern, sondern von jeder Überlieferung.



## William Congreve



in Jahr nach William Congreves Tode (1730) erschien ein Band *Memoirs of the Life, Writing and Amours of W. C.*, ein Buch von sehr geringem Werte. Seitdem ist keine eingehendere Darstellung von des Dichters Leben und Wirken versucht worden. Das beste, was wir über ihn haben, ist noch immer Campbells Aufsatz in der *Biographia Britannica*. Campbell hatte zwar den Dichter nicht persönlich gekannt, aber er war schon Southerne, der mit